

Das 19. Jahrhundert als monarchisches Jahrhundert

Monika Wienfort

Die Geschichtsschreibung in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg hat das 19. Jahrhundert überwiegend als das »bürgerliche Zeitalter« interpretiert, in dem der gesellschaftliche Aufstieg und Bedeutungsgewinn des Bürgertums mit den säkularen Prozessen von Industrialisierung und Urbanisierung verbunden war. Auch in anderen europäischen Regionen, vor allem in Großbritannien und Frankreich, ist das 19. Jahrhundert meist im Zeichen der Mittelklassen und der Bourgeoisie beschrieben worden. Für den Norden, Osten und den Süden des Kontinents aber wurden und werden noch immer andere Antworten auf die Frage gegeben, welche Gruppe gesellschaftlich und politisch den Ton angab. Nicht zufällig hat die Adelsgeschichte in den letzten beiden Jahrzehnten gerade auch in und für Ostmitteleuropa starken Auftrieb erhalten. Für das Habsburger Reich und Italien hat eine vor allem wirtschafts- und kulturgeschichtlich orientierte Adelforschung auf Formen gegenseitiger Abgrenzung wie des Zusammenwirkens von Adel und Bürgertum verwiesen.¹

Gegenüber der Dauerfrage nach gesellschaftlicher und politischer Dominanz einzelner Bevölkerungsgruppen ist erst seit kurzem das Bewusstsein dafür gewachsen, dass die überwiegende Mehrheit der europäischen Staaten im 19. Jahrhundert Monarchien waren, wenn auch mit großen verfassungsrechtlichen Unterschieden. Offenbar hat eine Priorisierung der Politik und hier wiederum der Blick auf den Verfassungsstaat west- und mitteleuropäischer Prägung dazu geführt, die Monarchie entweder als »Residuum« in Abwicklung zu begreifen oder als »bloß gegeben« hinzunehmen. Zum

¹ Zur Rolle der Bürgertumsgeschichte für die Erforschung des 19. Jahrhunderts vgl. knapp Neuheiser 2010; Hettling 2015. Zu den Sachthemen vgl. Budde 2009. Vgl. als knappen Überblick zur Adelsgeschichte Demel 2005. Besonders weiterführend mit wichtigen Vergleichsperspektiven: Tönsmeier 2012; Kucera 2012; Rasch/Weber 2017; Clemens 2011. Für die Frühe Neuzeit zusammenfassend Asch 2008.

Thema genuin neuer Forschung und zur Formulierung neuer Interpretationsansätze hat Monarchie – im Unterschied zur Frühen Neuzeit – lange Zeit kaum angeregt. Gleichwohl ist unübersehbar, dass »Monarchie«, verstanden als »Regierung durch einen König oder anderen souveränen Herrscher mit königlicher Machtstellung und Würde«, ein zentrales Charakteristikum politisch-sozialer Ordnung des 19. Jahrhunderts in Europa darstellte. Nur Frankreich (nach 1871) und die Schweiz bildeten eine Ausnahme. Die Monarchie war dabei gleichzeitig Gegenstand, Motor und Spiegel des Wandels von einer ständisch geprägten Welt zur modernen Massengesellschaft. Monarchiegeschichte ist selbstverständlich Thema der Verfassungs- und Politikgeschichte, ebenso aber auch der Kultur- und Mediengeschichte. Fragen nach gemeinsamen Charakteristiken des 19. Jahrhunderts in Europa sind angesichts der zunehmenden Fragmentierung historischer Epochen zunehmend in den Hintergrund getreten. Da sich die Monarchie als Institution aber überall im Schnittpunkt von Politik und Kultur der europäischen Gesellschaften befand, scheint es lohnenswert, ihre Funktionen in neuer Methodenvielfalt unter den Perspektiven von Legitimation und Integration zu betrachten. In beiden Bereichen gelang es den europäischen Monarchien, sich einerseits an die demokratisierenden Tendenzen anzupassen, andererseits weiterhin die Botschaft von Tradition und Kontinuität auszusenden. Die Monarchie als gesellschaftliches Ordnungssystem appellierte damit erfolgreich an traditionelle Eliten und Aufsteiger aus Adel und Bürgertum, die politischen Wandel befürworteten, Revolutionen aber ablehnten.²

Was Bedeutung und politische Macht der Monarchie im 19. Jahrhundert angeht, ist in den letzten Jahren selbst für das »parlamentarische« Großbritannien eine relative Stärke der Monarchie herausgestellt worden: Für den frühen Viktorianismus wird die Rolle des Prinzgemahls Albert von Sachsen-Coburg-Gotha in der Außenpolitik, Ämterbesetzung, Kunst- und Kulturförderung sowie für die Weltausstellung 1851 hervorgehoben. Königin Victoria besaß und demonstrierte auch nach dem Tod Alberts ein starkes Souveränitätsgefühl. Vor allem in der Personalpolitik, zum Beispiel in der Besetzung der Bischofsämter der anglikanischen Kirche, erscheint ihr Einfluss nun bedeutend. Es bleibt zwar dabei, dass die Queen und ihr Nachfolger Eduard VII. nicht die Grundzüge der britischen Politik

² Paulmann 2000; Wienfort 2019; Langewiesche 2013; Sellin 2011; Asch/Leonhard 2008; Kirsch 2007. Vgl. als Beispiel für die Präsentation neuer Forschungsergebnisse zur Monarchie in der Frühen Neuzeit in innovativer Narrativität Horowski 2017.

bestimmten oder gar über Krieg und Frieden entschieden, aber durch ihre institutionelle wie persönliche Präsenz im britischen Verfassungsleben stellten sie einen Faktor dar, der das politische Klima mitformte und Karrieren in Großbritannien fördern oder behindern konnte.³

Die Geschichte der europäischen Monarchie lässt sich heute als eine Geschichte politischer Kultur schreiben, die Themen einer klassischen Verfassungsgeschichte mit der Kulturgeschichte verbindet. Sie zeigen das 19. Jahrhundert als Epoche fundamentalen Wandels der Monarchie, bei einer erfolgreichen Behauptung als am meisten verbreitete Staatsform. Zu diesen Erfolgen trug eine mehr oder weniger freiwillige Anpassungsbereitschaft an veränderte politische, soziale und kulturelle Bedingungen bei. Das »bürgerliche« 19. Jahrhundert blieb in Europa bis 1918 auch ein monarchisches Jahrhundert. Am Ende des Ersten Weltkrieges entschieden Sieg und Niederlage über das Weiterleben des monarchischen Projekts. Während der westliche Siegerstaat Großbritannien seine Monarchie als National- und Empiresymbol beibehielt, verloren die Monarchen im Deutschen Reich, im Habsburger Reich und in Russland ihre Throne.⁴

Gottesgnadentum: Behauptung, Abschwächung, Einhegung

Die traditionelle Legitimationsformel der europäischen Monarchen bezog sich auch im 19. Jahrhundert auf das Gottesgnadentum. Insofern wurde nach 1815 die »napoleonische Zäsur« überwunden, in der große Teile Europas von einem – je nach Perspektive – Aufsteiger oder Usurpator beherrscht worden waren, den im Zweifel die Revolution und nicht ein Geburtsrecht an die Macht gebracht hatte. Die Monarchen verstanden ihre Herrschaft als göttlichen Auftrag und »unmittelbar zu Gott«. Daraus folgte traditionell, dass die »Untertanen« oder das »Volk« keine politischen Mitspracherechte besaßen. Frühneuzeitliche Ständeversammlungen repräsentierten Eliten von Adel, Klerus und Städten und traten wesentlich als beratende Körperschaften auf. Spätestens mit der Französischen Revolution jedoch war das entgegengesetzte Prinzip, die Volkssouveränität, in der politischen Welt Europas präsent. Mit den geschriebenen Verfassungen, die

³ Bentley 2007.

⁴ Leonhard/Hirschhausen 2009; Langewiesche 2013; Sellin 2014.

in Spanien, Italien und Süddeutschland in der napoleonischen Zeit entworfen wurden, rückte explizit oder implizit eine Komponente der Volkssouveränität in die Ordnung ein, da zumindest für Männer von Besitz und Bildung politische Partizipation verfassungsmäßig garantiert wurde.

Im monarchischen Konstitutionalismus des 19. Jahrhunderts lebten damit beide Prinzipien der Herrschaftslegitimation in allerdings je unterschiedlichem Mischungsverhältnis fort. Auf der einen Seite stand die Verfassung von Cádiz 1812, die die Herrschaftsbegründung in der spanischen Nation gesehen hatte. Auf der anderen Seite vertrat die französische Charte von 1815 ein »monarchisches Prinzip«, das den Ausgangspunkt politischer Herrschaft einseitig beim Monarchen verortete. Die Assoziation monarchischer Herrschaft mit »gottgleicher Macht« war im 19. Jahrhundert verloren gegangen, aber trotz der zunehmenden faktischen Gewaltenteilung in der Konstitutionalisierung vieler Monarchien blieb die Vorstellung eines göttlichen Herrschaftsauftrages im Selbstverständnis vieler Herrscher erhalten. Der göttliche Auftrag legitimierte aus ihrer Sicht Herrschaft durch die Geburt und begründete eine persönliche Rechenschaftspflicht gegenüber Gott. Aus der Perspektive der Monarchen bedeutete das: Wer sich gegenüber Gott als rechenschaftspflichtig sah, konnte nicht gleichermaßen den im Lauf des 19. Jahrhunderts immer selbstbewusster auftretenden »Untertanen« oder »Staatsbürgern« verpflichtet sein.⁵

Das Gottesgnadentum als Rechtfertigungsformel monarchischer Herrschaft ließ sich nicht einfach abschaffen. Der Ausspruch König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen in der Revolution von 1848/49, eine Kaiserkrone »aus Dreck und Letten« werde er niemals annehmen, zeigt paradigmatisch, welche Einstellung ein traditionelles Herrscherbewusstsein gegen die Anklänge der Volkssouveränität besaß. Auch im Verfassungsstaat blieb der preußische König von »Gottes Gnaden«. Aber Friedrich Wilhelm IV. sah sich trotzdem gezwungen, am 30. Januar 1850 den vorgeschriebenen Eid auf die preußische Verfassung zu leisten. In der Mehrheit der Konstitutionen des 19. Jahrhunderts blieben traditionelle Bezüge einer göttlichen Herrschaftslegitimation erhalten. Queen Victoria legitimierte ihre Herrschaft als »Queen in Parliament« »by the Grace of God«. Schließlich konnten auch die nach Partizipation verlangenden Männer von Bildung und Besitz kaum

⁵ Asch/Leonhard 2008, Sp. 679 machen bei ihrer Diskussion der traditionellen Sakralität des Königtums darauf aufmerksam, dass es im Christentum nie ein »Gottkönigtum« gegeben habe. Vgl. Späth 2012; Kirsch/Kneißl 2012, zur Charte von 1814 bes. S. 273–280; Frotscher 2016.

etwas dagegen haben, dass sich die Monarchen als von Gott erwählt und gegenüber der göttlichen Macht verpflichtet fühlten. Der Monarch blieb im Verfassungsstaat Träger der Souveränität, in der politischen Praxis aber teilte er die Macht mit einer parlamentarischen Vertretung, die zentrale Funktionen vor allem in der Gesetzgebung übernahm.⁶

Der Bezug auf den göttlichen Herrschaftsauftrag blieb im 19. Jahrhundert auch deshalb erhalten, weil er die religiös-konfessionelle Prägung des Staates besonders betonte. Im deutschen Protestantismus hielt sich die Vorstellung des Fürsten als »summus episcopus«, auch wenn zum Beispiel der bayerische König Katholik war und die evangelische Kirche überall praktisch durch die Oberkonsistorien geleitet wurde. Königin Victoria nahm ihre Rolle als Oberhaupt der anglikanischen Kirche sehr ernst und beschäftigte sich häufig mit kirchlichen Angelegenheiten, auch für Schottland. In den katholischen Ländern Europas wurde die Nähe der Dynastie zu Kirche und Papst vielfältig ausgedrückt. Wo, wie im Königreich Sachsen, die katholische Konfession der Herrscherfamilie von der Mehrheit der – lutherischen – Bevölkerung abwich, zog sich die Frömmigkeit des Königs stärker in das Private zurück.⁷

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die Bedeutung von traditionellen Legitimationsbehauptungen ab. Stattdessen fungierte der Monarch zunehmend als Anknüpfungspunkt für Staatsbewusstsein, Patriotismus und Nationalismus. Diese Einstellungen, die sich regelmäßig in einer Sprache der Emotion äußerten, bildeten schließlich ein neues Set von Legitimationsformeln. Der Monarch herrschte damit nicht mehr vorrangig aus göttlichem Willen, sondern im Auftrag des ihn liebenden Volkes, quasi als seine lebendige Verkörperung. Von besonderer Bedeutung für die Emotionalisierung der öffentlichen Rede über die Monarchie wurde dabei die Parallelisierung von Familie und Volk. In der offiziellen Presse war häufig von männlichen Monarchen als Landesvätern die Rede, und die Großherzogin oder die Kaiserin wurde zur Landesmutter stilisiert. Die Kaiser und Kaiserinnen in Frankreich, dem Deutschen Reich und dem britischen Empire fügten den traditionellen Legitimationen unübersehbar etwas Neues hinzu. Im Deutschen Kaiserreich wurde diese Amalgamierung von religiös begründeter Erwähltheit und auf Volk und Nation bezogenem

⁶ Brief König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen an Christian Karl Josias von Bunsen vom Dezember 1848, Auszug in: Huber 1978, S. 402f. Neugebauer 2006, S. 104; Kroll 1997.

⁷ Böttcher 2007; Lepp 2009. Zu Sachsen vgl. Marburg 2008, S. 109–113.

Zweck durchaus erfolgreich. Mit dem Kaiser entstand, zumindest nach dem Tod Bismarcks, dessen Popularität beim Bürgertum bis ins 20. Jahrhundert anhielt, eine Integrationsfigur, die ihre Legitimation gerade aus dem nationalen Bezug gewann. Allerdings stellten sich mit Kaiser Wilhelms II. »exaltiertem« Selbstverständnis eines »auch in Mitteleuropa längst überholten sacerdotalen Königtums von Gottes Gnaden« Probleme der Rezeption ein. Mit einer »cäsaristisch-heerkaiserliche[n] Auffassung seiner Befugnisse« und einer Verbindung von »borussisch-dynastischem Geschichtsbild« und »spiritistisch-mystische[m] Pietismus« verband sich laut John Roehl eine Vorstellung von »seiner Stellung als alleinigem, von Gott ausgewählten Führer der Nation«. Das kaiserliche Pathos Wilhelms II. konnte die Monarchie gelegentlich durchaus lächerlich machen.⁸

Legitimation durch Unterhaltung und Konsum

Für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit sind die angesichts einer meist am Existenzminimum lebenden Bevölkerungsmehrheit luxuriösen Formen des Konsums am monarchischen Hof, vor allem bei Festen, häufig thematisiert worden. Während aber die meisten Feste vor dem 19. Jahrhundert auf den Hof und seine Gäste beschränkt waren und nur ein kleiner Teil der Bevölkerung als Zuschauer zugelassen wurde, ließen die Feste im monarchischen Europa des 19. Jahrhunderts in ihrer Verbreitung mit und in den Medien die Teilnahme von immer mehr Menschen zu. Im Deutschen Kaiserreich etablierte sich der Kaisergeburtstag (22. März für Wilhelm I., 19. Januar für Wilhelm II.) als monarchisches Fest. Dabei lässt sich einerseits das höfische Fest beobachten, das von der Monarchie und der Bürokratie in Berlin gesteuert wurde. Im Wilhelminismus wurden die dezentralen Feiern in Städten und Gemeinden aber immer wichtiger. Militärparaden, Vereinsumzüge, Festbankette der Honoratioren und Schulfestern wurden zumindest in Preußen an zahlreichen Orten veranstaltet. Paraden und Umzüge boten sichtbare Unterhaltung und Gelegenheit zur Akklamation. Der Akzent auf dem Konsum, einerseits der führenden Gruppen aus Adel und Bürgertum, andererseits der Armenbevölkerung, die im Rahmen von Wohltätigkeit zu Banketten eingeladen wurde, nahm zu. Auch anderswo

⁸ Vgl. Die Hochzeit in Karlsruhe, in: *Provinzial-Korrespondenz*, 21.9.1881; Der Geburtstag unserer Kaiserin, in: *Teltower Kreisblatt*, 22.10.1895. Roehl 1993, S. 290.

im Reich fanden Feiern statt, allerdings blieben in Bayern mit seinem starken Regionalbewusstsein und der hervorgehobenen Rolle der Wittelsbacher die staatlichen Instanzen gegenüber Kaisergeburtstagsfeiern spürbar zurückhaltend. Auch politisch und sozial hatte die Integration durch monarchische Feierlichkeiten Grenzen. Hier machte sich bemerkbar, dass der Kulturkampf und die Sozialistengesetze den katholischen Bevölkerungsteil und die Sozialdemokratie zunächst aus dem neuen Reich demonstrativ ausgeschlossen hatten. Im Deutschen Kaiserreich hoben zahlreiche Gottesdienste mehrheitlich die Protestanten als Unterstützer der protestantischen Hohenzollern-Monarchie hervor. Die Honoratioren versammelten die lokalen Eliten von Staat und Militär, aber auch Teile der wirtschaftlichen Führungsschichten. Lokale und regionale Eliten wurden entweder vom Adel geprägt, wie in den östlichen Provinzen Preußens, wo Landräte und Offiziere dazu gehörten oder vom Wirtschaftsbürgertum wie im Rheinland, in Baden oder Württemberg. In Großbritannien und in Frankreich gab man sich besondere Mühe, in die monarchischen Feste überall im Land auch Mittel- und Unterschichten einzubeziehen. Man veranstaltete zum Beispiel Spiele für Kinder und Jugendliche. Das 60jährige Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs 1908 wurde mit einem historischen Festzug durch Wien gefeiert, in dem junge adlige Männer in historischen Kostümen an die großen Momente der Habsburgerdynastie erinnern sollten. Die verschiedenen Ethnien des »Vielvölkerreichs« erschienen in ihren jeweiligen Trachten. Allerdings fehlten mit Tschechen und Ungarn die bedeutendsten nichtdeutschen Gruppen. Damit wurde im Festzug gleichzeitig bemerkbar, dass Anspruch und Wirklichkeit mit Blick auf die Integration im Reich auseinanderfielen.⁹

Der Erfolg solcher Veranstaltungen hinsichtlich der Erhöhung der Akzeptanz der Monarchie, in der Quellsprache oft »Anhänglichkeit« genannt, lässt sich schwer einschätzen. Die Akzeptanz der Monarchie bei den Eliten ergab sich vor allem aus dem Verhältnis gegenseitiger Bestätigung. Beim höfischen Fest erlebten die Gäste ihre Zugehörigkeit zur »Gesellschaft« jedenfalls hautnah, umgekehrt fungierte das Fest aus der Sicht des Monarchen als Referenz. Für die Bevölkerungsmehrheit stellte sich »Anhänglichkeit« vermutlich am ehesten entweder als Unterhaltungserlebnis bei Festen (Paraden) oder als konkrete Hoffnung auf materielle Hilfe durch die Monarchie ein. In den ethnisch diversen Empires stellte das Fehlen einer

⁹ Leonhard/von Hirschhausen 2009, S. 35f.

Gruppe bei Feierlichkeiten den Integrationswert massiv in Frage. »Anhänglichkeit« konnte aber auch von einzelnen Individuen demonstriert werden: Zahlreiche Petitionen von Einzelpersonen liefen im Verlauf jedes Jahres an jedem europäischen Hof ein. Die Petenten schilderten ihre meist schlechte finanzielle Lage und hofften auf eine freiwillig gewährte Unterstützung.¹⁰

Integration durch Heirat

Traditionell diente die Eheschließung der Mitglieder der königlichen Familie dem Fortbestand der Dynastie in Gestalt erbfähiger Nachkommen. Überall in Europa zählte die Vorstellung hochadliger Ebenbürtigkeit, die Herrschaft durch Geburt legitimieren sollte, ganz abgesehen davon, dass dynastische Eheschließungen in der Frühen Neuzeit konkreten politischen Allianzen zwischen Staaten und – für die jeweilige Zukunft – dem Auf- und Ausbau von Erbansprüchen galten. Schließlich konnte man nicht wissen, ob und wann welche Familie vom Aussterben »im Mannesstamm« betroffen sein würde. Auch im 19. Jahrhundert blieb es in der Mehrheit der dynastischen Familien üblich, nach »ebenbürtigen« Ehepartnern für die eigenen Kinder zu suchen. In der Forschung sind die transnationalen Verwandtschaftsbeziehungen der europäischen Herrscherhäuser, die sowohl Ausgangspunkt für die Brautschau als auch Resultat der Heiratsentscheidungen waren, häufig beobachtet worden. Die britische Königin Victoria wurde zur »Großmutter Europas«, der dänische König Christian IX. galt immerhin als »Schwiegervater Europas«. Victorias ältester Enkel war der Deutsche Kaiser Wilhelm II., andere Enkelkinder saßen auf den Thronen Großbritanniens, Russlands und mehrerer deutscher Staaten. Christians Töchter Dagmar und Alexandra verheirateten sich mit dem Zaren beziehungsweise dem britischen König. Der dynastische Erfolg des Hauses Sachsen-Coburg-Gotha beruhte auf den Eheverbindungen der Prinzen Leopold und Albert mit den britischen Thronerbinnen Charlotte (die allerdings jung starb) und Victoria. Obwohl sich in manchen Fällen, etwa bei der Verbindung der Tochter Victorias und Alberts, die ebenfalls Victoria hieß, mit dem preußischen und deutschen Thronfolger Friedrich durchaus politische Hoffnungen äußerten, konnte von einer generellen politischen Bedeutung solcher Eheschließungen

¹⁰ Tenfelde/Trischler 1986.

im 19. Jahrhundert aber keine Rede mehr sein. Weder standen die transnationalen Herrscherehen für politische Allianzen der jeweiligen Staaten, noch konnten sie politische Antagonismen bis zum Ausbruch von Kriegen verhindern. Eher drückten sie ein besonderes Standesbewusstsein aus, das die dynastischen Familien wiederum von anderen Adelsgruppen trennte: Monarchie und Dynastie distanzten sich vom Adel ihrer Staaten und behaupteten ihre Exklusivität in der Beengtheit ihrer jeweiligen, konfessionell bestimmten Heiratskreise. Die familiären Entscheidungen für oder gegen Heiratskandidaten und -kandidatinnen fielen dann auch unter Berücksichtigung der Meinung der Betroffenen, und unübersehbar reklamierten auch Prinzen und Prinzessinnen die Vorstellungen romantischer Liebe für sich. Ausnahmen, sogenannte Mesalliancen, behielten ihr Skandalpotential.¹¹

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde in Großbritannien eine Praxis wiederaufgenommen, die seit König Heinrich VIII. aus der Mode gekommen war: die Schließung von Ehen zwischen Angehörigen der königlichen Familie und dem hohen einheimischen Adel. Königin Victorias Tochter Louise heiratete 1871 den Marquis of Lorne, später Herzog von Argyll. Eine zweite britische Prinzessin Louise, Tochter des Prinzen von Wales (später Eduard VII.) und Enkelin der Königin Victoria, schloss 1889 die Ehe mit dem Grafen/Herzog von Fife. Der Heiratsplan für ihre Tochter Louise 1870 stand aus der Perspektive des Familienoberhauptes und wichtigsten Entscheiderin Königin Victoria klar im Zusammenhang mit der unmittelbaren Erfahrung aus den deutschen Einigungskriegen: Eheschließungen mit Mitgliedern der bedeutenden europäischen Herrscherhäuser führten beinahe zwangsläufig zu politischen Differenzen in der Familie. Die britische Monarchin besaß mit der Prinzessin von Wales eine dänische Schwiegertochter, mit Friedrich III. einen preußischen, und mit dem Großherzog von Hessen einen hessischen Schwiegersohn. Heiraten mit Mitgliedern europäischer Dynastien stellten im 19. Jahrhundert also nicht die Weichen für politische Allianzen, obwohl sie auch nicht vollständig als Privatangelegenheiten der königlichen Familien gelten konnten.¹²

11 Generell: Schönplüg 2013; Marburg 2008, S. 266–279 zur Geschichte des Skandals der zweiten – unstandesgemäßen – Eheschließung der sächsischen Prinzessin Elisabeth, verwitwete Herzogin von Genua. Vgl. Kroll 2010 zur wichtigen Beziehung zwischen den Höfen Preußens und Russlands.

12 Zur Rolle der Aristokratie in der britischen Regierung vgl. Beckett 1986, S. 408; Wienfort 2016.

Mittellose Prinzen aus unbedeutenden dynastischen Familien als Heiratskandidaten für ihre Töchter stellten aus Victorias Perspektive ebenfalls keine erstrebenswerte Lösung dar. Im Gegenteil: Wenn die Königin vom Parlament eine Ausstattung für ihre heiratenden Kinder forderte, wuchs die öffentliche Kritik an der Monarchie und eine »republikanische« Stimmung breitete sich aus. Andere traditionelle Ausschlusskriterien blieben ebenfalls wichtig. Katholiken kamen schon wegen des Gesetzes über die Thronfolge (Act of Succession) nicht in Frage. »Therefore one naturally turns towards those in one's own country, who possess large fortunes and rank certainly equal to small, German princes«.¹³

Victoria entschloss sich, aus den Familiennöten der Reichsgründungszeit eine Tugend zu machen, die die Legitimation der Monarchie stützte und die finanzielle Situation der königlichen Kinder erleichterte. Die Königin rechtfertigte ihr Handeln mit der neuen nationalen Integration: »To connect some few of them (die königlichen Kinder, M.W.) with the great families of the land – is an immense strength to the Monarchy and a great link between the Royal Family and the country.« Statt einer traditionellen außenpolitischen Freundschaftsbekundung, die freilich auch in der Frühen Neuzeit kaum jemals zu unmittelbarer und langdauernder politischer Zusammenarbeit geführt hatte, erhielt die Heirat eines Königskindes mit einem einheimischen Adligen eine neue Aufgabe der Integration nach innen. Und es erscheint als besonderer Schachzug Victorias, keinen englischen Herzog zu wählen, sondern einen Schotten mit angloirischen Wurzeln und so die Integration Britanniens zu fördern: »Whereas the popularity of this step and this marriage all over the empire, including Ireland, is marvellous!« Die Hochzeit der Prinzessin Louise wurde so nicht nur in den Augen Queen Victorias zu einem innovativen »United Kingdom« und Empire-Projekt. Ob der Königin freilich die Feststellung des Theaterblatts *The Era*, es handle sich bei dieser Heirat um eine Allianz des »House of Brunswick« mit dem »House of Campbell« gefallen hat, muss doch stark bezweifelt werden. In diesem Sinn wollte selbst die Königin nicht von Ebenbürtigkeit sprechen.¹⁴

Der ausgewählte Kandidat, John Campbell Marquis of Lorne, war Sohn und Erbe eines Herzogs. Der zukünftige Schwiegervater der Prinzessin Louise, der 8. Herzog von Argyll, war ein wichtiger liberaler Politiker und

13 Königin Victoria an Kronprinzessin Victoria, 11. Oktober 1870, in: Fulford 1971, S. 302. Vgl. Wienfort 2008.

14 Königin Victoria an Kronprinzessin Victoria, 1. November 1870, in: ebd., S. 305f. Vgl. den Kommentar in »Topics of the Week«, in: *The Era*, London, 23. Oktober 1870.

Kabinettsmitglied (Minister für Indien). Die königliche Familie verband sich also demonstrativ mit einem Liberalen, der den Vorschlägen für eine Selbstregierung Irlands (*Home rule*), die der liberale Premier Gladstone verfolgte, skeptisch gegenüberstand und so der Königin durchaus politisch sympathisch war. Lorne wurde vor allem wegen seiner Familienzugehörigkeit ausgewählt, wobei nicht nur die politischen und gesellschaftlichen Verbindungen des Vaters, sondern auch die der Mutter geschätzt wurden: Seine Mutter, die Herzogin von Argyll (Elisabeth Campbell, geborene Leveson-Gower), selbst eine reiche Erbin, die das Argyll-Vermögen saniert hatte, amtierte im entscheidenden Zeitraum 1868–1870 als oberste Hofdame (Mistress of the Robes) Victorias. Die Herzogin von Argyll galt als politisch interessierte und aktive Frau, betätigte sich als Anti-Sklaverei-Aktivistin und in der schottischen Episkopalkirche, mit der die Königin persönlich sympathisierte. Als langfristige Folge der Heiratsallianz mit der königlichen Familie wurde der schottische Titel des Herzogs von Argyll 1892 als »Peer of the United Kingdom« erweitert. Die Monarchie sorgte also auch für eine »Nationalisierung« und Aufwertung des Titels der Familie Campbell. Victoria fordert dann auch kontinuierlich die Unterstützung der Campbells ein: »My Dear Duke, I feel so grateful to you for helping me in my difficult position, as I feel so utterly alone«. Victoria stellte sich einmal mehr als alleinstehende Witwe dar; sie lockte mit politischem Einfluss, und bezog sich in ihrer Korrespondenz mit dem Herzog ausdrücklich auf die Verwandtschaft.¹⁵

Die Hochzeit von 1871 diente also der Verbindung der Monarchie mit dem konservativeren Teil des großen liberalen Adels, mit Schottland und mit den großen Landbesitzern Irlands, die das *Home-rule*-Vorhaben Gladstones ablehnten. Die Eheschließung zwischen Prinzessin und »Untertan« der Königin reagierte auf die Kritik an Eheschließungen mit deutschen Prinzen allgemein, mit finanzschwachen deutschen Prinzen im Besonderen, und sollte die selbstbewusste und wohlhabende britische Aristokratie auf neue Weise an die Monarchie binden. Gleichzeitig stärkte die Heirat das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Briten, weil statt eines beliebigen ausländischen Prinzen ein Angehöriger der bekannten politischen Familien des Landes ausgewählt wurde.

Im Juli 1889 heiratete die Enkelin der Queen, Prinzessin Louise of Wales, ebenfalls einen schottischen Adligen, den 17 Jahre älteren Alexander Duff,

Graf von Fife, einen persönlichen Freund ihres Vaters, des zukünftigen Eduard VII. Fife zeichnete sich eher durch seine Zugehörigkeit zum persönlichen Umfeld des Prinzen von Wales aus als durch eine hervorstechende politische Laufbahn. In den 1870er Jahren war er immerhin einmal liberales Parlamentsmitglied gewesen. Die Zeitungen nannten ihn einen »dissenting liberal«, also einen liberalen Unionisten in der Gefolgschaft des Marquess of Hartington, später 8. Herzog von Devonshire, der sich ebenfalls gegen *Home rule* für Irland aussprach. In der britischen Öffentlichkeit wurden diese politischen Konnotationen durchaus bemerkt: »We should be the last to suggest and the first to deny, that the choice of a Hartingtonian son-in-law came within the range of serious politics.«¹⁶

Bei dieser zweiten Hochzeit zwischen der königlichen Familie und dem hohen Adel folgte übrigens die Rangerhöhung als Folge der Hochzeit deutlich schneller. Die Familie Duff befand sich bereits im Aufstieg, wie die Rangerhöhung von Alexander Duff 1885 zu einem Grafen des Vereinigten Königreichs bewies. Zwei Tage nach der Hochzeit wurde der Graf jedenfalls zum Herzog von Fife erhoben, vor allem, damit die Prinzessin nicht mit dem Titel einer Gräfin vorliebnehmen musste. Als absehbar wurde, dass es in dieser Ehe nur weibliche Nachkommen geben würde, legte übrigens ein Sondergesetz die Vererbung des Titels über die älteste Tochter Alexandra fest, das heißt die Regelung privilegierte die Nachkommen der königlichen Prinzessin gegenüber den ansonsten erbberechtigten männlichen Duffs.

Die britische Öffentlichkeit reagierte auch auf diese zweite Eheschließung weitgehend positiv: »The Royal family can only gain by the freest possible intermarriage with representatives of every class. [...] The less they keep to themselves, either socially or matrimonially, the better will they be enabled to satisfy the requirements of a utilitarian generation.«¹⁷ »Representatives of every class« kamen freilich im 19. Jahrhundert noch nicht als Heiratspartner in Frage, sondern nur Männer aus der Herzogsklasse. Außerdem orientierte sich auch die innovative Heiratspolitik Queen Victorias an Gender-Stereotypen. Eine Eheschließung mit Nicht-Dynasten kam schließlich nur für Töchter der königlichen Familie in Frage, nicht für Söhne. Da Söhne in der Thronanwartschaft regelmäßig vor den Töchtern rangierten, blieb es unwahrscheinlich, dass ein Nachkomme eines »Untertanen« zukünftig auf dem Thron sitzen würde. Für die Integration der

16 Bericht: »Topics of the Week«, in: *The Graphic*, London, 6. Juli 1889; das Zitat in: »The Royal Marriage«, in: *Daily News*, 29. Juni 1889.

17 Ebd.

15 Argyll 1906, S. 577.

britischen Monarchie in ein gesamtstaatliches Nationalprojekt erwiesen sich die Töchter der königlichen Familie aber als überaus nützlich.

Feminisierung der Monarchie

Schon seit einigen Jahren wird in der Historiographie zur Frühen Neuzeit verstärkt die Frage nach der Rolle von Königinnen gestellt. In einer ständisch geprägten Welt, so der Ausgangspunkt, konnten auch Frauen von hoher Geburt politisch und gesellschaftlich wirksam werden – wenn auch meist nur dann, wenn aus unterschiedlichen Gründen ein männlicher Kandidat nicht zur Verfügung stand. Aus Sicht der Gegenwart wird die Frühe Neuzeit interessant, weil sich hier nicht bloß Frauen als Herrscherinnen fanden, sondern sogar als herausragende Beispiele für Monarchien, in denen der Herrscherpersönlichkeit die politische Macht zukam – Elisabeth I. von England, Königin-Kaiserin Maria Theresia, Königin Isabella I. von Kastilien und Katharina II. in Russland führen die Liste solcher europäischen Monarchinnen an.¹⁸

Mit der Verbreitung des Konstitutionalismus und einer zunehmenden Einschränkung monarchischer Macht im 19. Jahrhundert wird man davon ausgehen können, dass der politische Einfluss weiblicher Herrscherinnen oder Herrschergattinnen zunächst nicht zunahm. Trotzdem oder gerade deswegen spielten Frauen in den europäischen Monarchien auch weiterhin eine bedeutsame Rolle, nicht länger als Zentren politischer Macht, sondern als Personifikationen monarchischer Rollen, die besonders kompatibel mit konstitutionellen Monarchien erschienen. Erst seit kurzem bemüht sich die Forschung auch um die Monarchinnen des 19. Jahrhunderts.¹⁹

Drei Beispiele scheinen besonders wichtig. Bereits in den Befreiungskriegen trat die preußische Königin Luise in ihrem Einsatz gegen die napoleonische Herrschaft aus dem Schatten heraus, in dem die preußischen Monarchengattinnen im 18. Jahrhundert gestanden hatten. In Novalis' Dichtungen und Kleists Träumen verdichtete sich das Wesen Preußens

¹⁸ Schulte 2002; Campbell-Orr 2002; Campbell-Orr 2007; Stollberg-Rilinger 2017.

¹⁹ Vgl. die Dissertationsvorhaben zu Kaiserin Augusta von Susanne Bauer (Trier), <http://campusnews.uni-trier.de/?p=29267>, letzter Zugriff: 06.05.2019, und Caroline Galm (Freiburg), <https://recs.hypotheses.org/2823>, letzter Zugriff: 06.05.2019. Wienfort 2018.

nicht in dem persönlich zurückhaltenden und eher bürokratisch funktionierenden König Friedrich Wilhelm III., sondern in Luise als sorgender Gattin, Mutter und Landesmutter. Nach Luises frühem Tod 1810, der eine zentrale Bedingung für ihre nationale Sakralisierung als Märtyrerin erfüllte, konnte Luise für Preußen und zumindest in Ansätzen auch für das Deutsche Kaiserreich nach 1871 zur monarchischen Legitimationsfigur werden. Neben die traditionelle Legitimation des Kriegers trat die Legitimation des Opfers. Im gesamten 19. Jahrhundert ließen sich mit der Luise-Figur gerade auch die weiblichen Untertanen vornehmlich aus Adel und Bürgertum in die preußische und deutsche monarchische Gesellschaft einbeziehen. Die politische Schwäche und der frühe Tod konnten so zum Legitimationsgewinn werden.²⁰

Im Unterschied zur Monarchengattin Luise handelte es sich bei der britischen Königin Victoria um eine regierende Monarchin. Auch wenn die britische Forschung häufig betont hat, dass der Prinzgemahl Albert bis zu seinem Tod 1861 das politische Programm Victorias entwarf und ausführte, kann doch kein Zweifel darüber bestehen, dass Victoria über ein ausgeprägtes herrscherliches Bewusstsein verfügte und eigenen Willen wie Entscheidungen als unverzichtbaren Teil der britischen Verfassungsgestaltung verstand. Unter den Bedingungen der parlamentarischen Monarchie, die die ausschlaggebenden politischen Kräfte in Parlament, Regierung und Premierminister verortete, konnte eine weibliche Herrscherin solche Einhegung auf besondere Weise verkörpern. Einerseits funktionierte das politische System auch dann, wenn die aktuelle Präsenz der Monarchin fehlte, wie in den 1860er Jahren, als die Königin sich aus Trauer um den Prinzgemahl aus der Öffentlichkeit zurückzog. Andererseits gelang es, Victoria und ihre jahrzehntelange Herrschaft zur Verkörperung des Aufstiegs des britischen Empires zu machen und diese Rolle mit dem goldenen und dem diamantenen Regierungsjubiläum 1887 und 1897 eindrucksvoll zu feiern. Die Weiblichkeit der Monarchin half aus Sicht des britischen Zentrums, die wohlwollende und wohlwirkende konsensuale Herrschaft an der Peripherie herauszustellen. Nach dem Tod Victorias 1901 stießen die Versuche, die britische Herrschaft mit elaborierten Feiern zu festigen, wie in den Durbars in Dehli, zunehmend auf Kritik. Mit den Durbars hatten die Briten indische Traditionen der Herrscherhuldigung aus vorkolonialer Zeit aufgegriffen und anlässlich der Erhebung Victorias zur

²⁰ Förster 2011.

Kaiserin von Indien 1877 erstmals gefeiert. Nach 1877 wurde noch zweimal, 1903 und 1911, die Thronbesteigung eines britischen Monarchen mit einem Durbar gefeiert. Obwohl das britische Empire erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges seine größte Ausdehnung erreichte, blieben solche Inszenierungen fortan aus.²¹

Während Victoria als regierende Monarchin eines Weltreiches in der europäischen Historiographie stets eine bedeutende Rolle spielte, blieb die spanische Königin Isabella II., die von 1833 bis 1868 zumindest nominell regierte, in der europäischen Historiographie lange unbeachtet. Bereits als Kind auf den Thron gekommen, wurde die Königin zum Objekt der politischen Auseinandersetzung zwischen den Fraktionen der Liberalen und den ultrakonservativen Karlisten, die eine weibliche Thronfolge ablehnten und die Thronbesteigung von Isabellas Onkel Karl forderten. Ihre Ehe zeigt, welche Folgen es im 19. Jahrhundert haben konnte, wenn die Heiratsarrangements ohne wirkliches Einverständnis der Betroffenen geregelt wurden. Sowohl Victorias Akzeptanz bürgerlicher Rollenerwartungen als Ehefrau und Mutter wie auch Isabellas Verstöße dagegen waren von symbolpolitischer Bedeutung. Konnte Victoria durch die Verkörperung bürgerlicher Tugenden ihr Prestige und das der Monarchie steigern, geriet durch die zahlreichen Affären Isabellas II. nicht nur ihr persönlicher Leumund, sondern auch die spanische Monarchie in Misskredit.²²

Insgesamt stellten die Monarchinnen und Monarchengattinnen im 19. Jahrhundert bedeutsame Variationsmöglichkeiten monarchischer Herrschaft an sich dar. Sie ließen sich wie Königin Luise als Nationalsymbol mit Opfereigenschaft verehren und gegen traditionelle Vorstellungen militärisch-männlich geprägter Monarchie als durch von Männern gelenkte Verfassungsmonarchinnen präsentieren, unabhängig davon, wie groß oder wie klein der politische Spielraum der Monarchen tatsächlich gewesen ist. Insofern erweiterten die Königinnen des 19. Jahrhunderts das Set von Legitimationstopoi, auf das die parlamentarischen Monarchien Europas auch im 20. Jahrhundert zurückgreifen konnten.

²¹ Urbach 2018; Thompson 1990. Zu den Durbars als visuellen Ereignissen und zur Kritik in der indischen Öffentlichkeit Codell 2012, bes. S. 38; zu den Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie Stanworth 1994.

²² Aschmann 2016; Burdiel 2004.

Gesellschaftliche Integration durch Monarchie

In der Forschung der letzten Jahre haben die Integrationsleistungen, die die europäischen Monarchien im 19. Jahrhundert erbracht haben, sowie deren Grenzen vielfach im Mittelpunkt gestanden. Lassen sich auf der Habenseite Vorstellungen und Praktiken der konstitutionellen Verfassung, einer »Wohlfahrtsmonarchie« oder eines »sozialen Königtums« verbuchen, die die Ursprünge moderner Sozialstaaten mit der Monarchie in Verbindung brachten, so blieben auf der anderen Seite Gruppen der Bevölkerung außerhalb des monarchisch integrierten Kosmos. Arbeiter und Arbeiterinnen, die sich politisch zu einer Republik hingezogen fühlten, oder Angehörige religiöser und ethnischer Minderheiten, die die Positionierung der Monarchen als antagonistisch erfuhren, schließlich die indigenen Bevölkerungen in den Kolonien der Empires, denen eine rechtliche Gleichheit mit den Bewohnern des Zentrums verweigert wurde, nahmen die Monarchie tendenziell als Sinnbild einer abgelehnten gesellschaftlichen Ordnung wahr.²³

Während sich die dynastischen Familien im Heiratsverhalten überwiegend an der eigenen Gruppe orientierten, suchten sie auch jenseits von »gesamtgesellschaftlichen« Repräsentationsereignissen den Kontakt zu anderen, namentlich zum einheimischen Adel. In Großbritannien stellte der hohe Adel, die Peers, im europäischen Vergleich eine traditionell verhältnismäßig kleine Gruppe dar. Ihre Mitglieder galten als außerordentlich wohlhabend (was selbstverständlich nicht bedeutete, dass es an Skandalen bankrotter Aristokraten gemangelt hätte). Der Monarch und die Mitglieder der königlichen Familie auf der einen und die Aristokratie auf der anderen Seite führten eine face-to-face-Beziehung des persönlichen Kontakts, der durch die Zentrumsfunktion Londons in der »London Season« von Ostern bis August sowie die Parlamentssitzungen immer wieder erneuert wurde. In den Tagebüchern bedeutender Politiker (zum Beispiel Lord Derbys) ist dauernd von persönlichen Gesprächen mit der Monarchin die Rede. Einerseits blieben die Tagebuchnotizen diskret, da dezidierte politische Positionen der Monarchin, sollte sie solche vertreten haben, nicht notiert wurden. Aber die Politiker vermerkten oft, ob Victoria ihnen freundlich oder eher distanziert gegenübergetreten war. Offensichtlich schlossen sie daraus auf die Akzeptanz oder Ablehnung ihrer politischen Vorhaben bei der

²³ Leonhard/von Hirschhausen 2009; Prochaska 1995.

Königin und gaben damit zu erkennen, dass sie Victoria keineswegs als komplett einflusslos einschätzten.²⁴

Königin Victoria, Eduard VII. und Georg V. teilten laut zahlreichen Beobachtern die Begeisterung für das Landhausleben der Oberschicht und gingen damit eine enge Verbindung mit der aristokratischen Lebensweise ein. Die Monarchen fühlten sich zwar an unterschiedliche Aspekte des Landhauslebens gebunden: Victoria bevorzugte eine nichthöfische, eher familiäre Geselligkeit und frische Luft, Eduard ging es um die luxuriösen Wochenend-Landhausparties und Georg schätzte ein ruhiges Leben sowie die Jagd. Sämtliche Formen aber brachten Monarchie und Adel zusammen und schufen gemeinsame Interessen: Victoria wünschte sich Aufenthalte in möglichst großer Entfernung von London, kaufte Schloss Balmoral in Schottland und umgab sich dort mit ihrem familiären »Gentry-Haushalt« und den Politiker-Gästen. Eduard und später Georg erwarteten (wie Kaiser Wilhelm II.) Einladungen ihrer großgrundbesitzenden und sehr reichen Untertanen auf deren Landsitze zu Wochenendfesten und zur Jagd. Der reiche Adel wiederum sicherte seinen gesellschaftlichen Status durch die Gunst monarchischer Besuche, die eben nicht jedem zuteilwurden.²⁵

Gebaute Integration

Die Repräsentationsleistungen der frühneuzeitlichen Monarchien Europas, mit dem Schloss von Versailles als bekanntestem Wahrzeichen, sind in der Geschichtsschreibung vielfältig behandelt worden. In den monarchischen Staaten Europas mit langer Tradition war eine repräsentative Hauptresidenz, das königliche Schloss, meist vorhanden. Die Bautätigkeit der Könige richtete sich somit eher auf Nebenresidenzen und »Lustschlösser«. Die Schlossbauten König Ludwigs II. von Bayern, besonders Schloss Neuschwanstein, stellen dafür das vielleicht heute in Deutschland bekannteste Beispiel dar. Aber gerade in Großbritannien, wo durch die Insellage kriegerische Zerstörungen in der Frühen Neuzeit vollständig ausgeblieben waren, verfügte die Hauptstadt aus der Sicht der Monarchen des frühen 19. Jahrhunderts über keine angemessene Schlossresidenz. Mit dem Aus-

²⁴ Vincent 2003.

²⁵ Vgl. Victorias zeitgenössisch veröffentlichte Schottland-Erinnerungen: dies. 1868. Ridley 2012; Cannadine 2014.

und Umbau des Buckingham-Palastes in den 1820er Jahren durch John Nash errichtete König Georg IV. fast zeitgleich zum Bau des neuen Parlamentsgebäudes einen neuen Zentralschlossbau für den Hof von St. James (der wiederum diese Bezeichnung behielt). Der Buckingham-Palast wurde allerdings schon seit seinem Aus- und Umbau, der auch nach Georgs IV. Regierungszeit weiterging, von den monarchischen Familien gerne gemieden. Dabei war möglicherweise ausschlaggebend, dass die schiere Größe des Palastes den Vorstellungen monarchischen Wohnens kaum noch entsprach. Königin Victoria bevorzugte den Aufenthalt in Schloss Osborne auf der Insel Wight und erwarb Schloss Balmoral in Schottland, das bis heute zu den bevorzugten Aufenthaltsorten der königlichen Familie zählt. Balmoral wiederum drückte ihre demonstrative Vorliebe für das Landleben aus ebenso wie für Schottland als andere, aber integrierte Nation im Vereinigten Königreich.²⁶

In Preußen wurde das Stadtschloss in Berlin im 19. Jahrhundert mehr und mehr zum Veranstaltungsort für Feste sowie als Behördensitz genutzt. Kaiser Wilhelm I. behielt seinen Wohnsitz im Alten Palais Unter den Linden und die Mitglieder der königlichen Familie nutzten zunehmend bestehende oder neue Schlösser in Potsdam, die über großzügige, von Peter Joseph Lenné gestaltete Gärten verfügten. Dabei suchten und fanden die Monarchen ein jeweils eigenes Profil, das zum Ausbau des »preußischen Arkadien« beitrug. Schloss Sanssouci blieb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend ein Erinnerungsort für König Friedrich II. Kaiser Friedrich III. und seine Ehefrau Kaiserin Victoria, die geborene britische Prinzessin und Tochter der Königin Victoria, residierten am liebsten im Neuen Palais in Potsdam. Kaiser Wilhelm II. inszenierte sich aufwändig als Reisekaiser, der den gebauten Residenzen 1893 die Staatsyacht »Hohenzollern« hinzufügte, mit der er Nordlandreisen und Mittelmeerfahrten unternahm. Als Kronprinz entwarf und begründete Kaiser Friedrich III. das Hohenzollernmuseum in Schloss Monbijou in Berlin, das bereits seit den 1820er Jahren als Ausstellungsort gedient hatte. Mit der Umfunktionierung eines Schlosses in ein Monarchenmuseum, das zum Erinnerungsort der Dynastie wurde, erfand Friedrich III. in den 1870er Jahren für Preußen das Konzept des Museumsschlusses. Gemälde der Familienmitglieder und persönliche Gegenstände aus dem Besitz der Familie, zum Beispiel die Schnupftabakdosen Friedrichs II. und Behältnisse

²⁶ Tauber 2013. Zur Rezeption in der Gegenwart: Lübbers/Spangenberg 2015. Zu Georg IV. Smith 1999, bes. S. 246–250.

mit den Haarlocken königlicher Kinder, wurden dort ausgestellt. Nach 1918 wurden zahlreiche Königsschlösser in denjenigen Staaten, die Republiken geworden waren, zu Museumschlössern, sofern man sie nicht als Behördengebäude benötigte. Schloss Monbijou und mit ihm das Museum wurde allerdings im Zweiten Weltkrieg zerstört. Aber generell stellten die monarchischen Schlossbauten in vielen europäischen Staaten bereits seit dem 19. Jahrhundert städtische Zentralorte, stadtnahe Ausflugsorte oder ländliche Refugien dar.²⁷

1918: Das Ende der Monarchien und neue Anfänge

Das Ende des 19. Jahrhunderts im Ersten Weltkrieg bedeutete das Ende des monarchischen Jahrhunderts in Europa, aber nicht der europäischen Monarchie an sich. Nicht der Erste Weltkrieg generell, sondern die Niederlage zerstörte in Russland, im Deutschen Reich und in der Habsburgermonarchie die Legitimationsgrundlagen der Monarchie. Die traditionelle Berufung auf das Gottesgnadentum wirkte zunehmend unangemessen, wo es um die Parlamentarisierung des politischen Systems ging. In der fundamentalen Existenzkrise wurde der wichtigste Erfolg der Monarchie des 19. Jahrhunderts, zur Verkörperung von Staat und Nation geworden zu sein, in den Verliererstaaten zum zerstörenden Nachteil. Die Beseitigung der Herrscherfigur besiegelte die Revolution als nicht rückgängig zu machende Zäsur und war zugleich ein für Freunde wie Feinde der Monarchie gleichermaßen sichtbares Zeichen.

Der Befund der Geschichtsschreibung für die Novembertage in Deutschland erscheint eindeutig: In den entscheidenden Stunden im November 1918 handelten ausschließlich die Revolutionäre, die meuternden Matrosen, die Arbeiter- und Soldatenräte, MSPD und USPD, wobei zunehmend die SPD, und damit Friedrich Ebert als Reichskanzler, in den Mittelpunkt rückte. Demgegenüber blieben die »alten Mächte«, die Monarchie, der großgrundbesitzende Adel in Preußen (anderswo spielte er auch im Kaiserreich eine geringere Rolle), die Oberste Heeresleitung, die Offiziere, die Verwaltungsspitzen, weitgehend passiv. Die Dynamik der Revolution auf der Straße, die von der Bevölkerungsmehrheit, den Arbeitern, bestimmt

²⁷ Müller 2013; Luh 2005; Peschel 2017, hier S. 75.

wurde, entschied schnell das Ende der Monarchien in Deutschland. Politisch wegen der Hoffnung auf einen milden »Wilson-Frieden«, kulturell wegen der verhältnismäßig leicht erreichbaren Einmütigkeit aller »revolutionären Lager« von ganz links bis in die Mitte der Liberalen. Die Monarchie galt als umgreifendes Symbol für den nun abgelehnten Weg in den Weltkrieg und für die mental und emotional schwer verkraftbare Niederlage. Die Konservativen erduldeten die Abschaffung der Monarchie weitgehend passiv: insgesamt also eine Art umgekehrter Burgfrieden, der sich nun gegen die Monarchie richtete.²⁸

Angesichts der katastrophalen Versorgungsbedingungen und der unmittelbar anstehenden Probleme der Demobilisierung war die Ausrufung der Republik ein für alle Deutschen verständliches Zeichen des Neuanfangs, der allerdings bei Anerkennung föderaler Prinzipien an der Einheit des Reiches festhalten wollte. Die Monarchie fiel damit der Revolution zum Opfer, weil es zur Tradition von Revolutionen zählte, Monarchien zu stürzen, und weil zahlreiche Parteien und politischen Lager auch jenseits der radikalen Linken damit leben konnten, auch viele Zentrums Katholiken und Liberale. Warum aber versuchten die »alten Eliten« des Kaiserreichs in den Novembertagen nicht, den Sturz der Monarchien zu verhindern?

In der Forschungsliteratur werden mehrere Begründungen genannt. Den ersten könnte man mit »Delegitimierung der Monarchie« im Kaiserreich und im Ersten Weltkrieg beschreiben. Diese Geschichte beginnt meist mit den Monarchieskandalen der Vorkriegszeit, in denen sich die deutsche Öffentlichkeit über das Auftreten und Verfassungsverständnis Kaiser Wilhelms II. erregen konnte – »Hunnenrede«, »Daily-Telegraph-Affäre«, »Eulenburg-Skandal« – und endet mit der Abreise oder Flucht des Kaisers nach Spa am 29. Oktober 1918. Dieser Erklärungszusammenhang bezieht sich vor allem auf Kaiser Wilhelm II. Die Revolution war insofern eine Reichsrevolution und richtete sich gegen die kaiserliche Monarchie. Für die regionalen Monarchien in Bayern, Sachsen, Baden, Württemberg und Braunschweig hat sich lange Zeit »nur« die Landesgeschichte interessiert. In jüngster Zeit sind aber auch hier Delegitimierungsnarrative formuliert worden. Die allgemeine Unbeliebtheit König Ludwigs III. in Bayern oder die Tatenlosigkeit der deutschen Fürsten angesichts der wahrscheinlicher werdenden Niederlage im Weltkrieg sind Beispiele für solche Motive. Der Historiker Lothar Machtan erklärt die Abschaffung der Monarchien in

²⁸ Winkler 1993, bes. S. 33–40.

Deutschland 1918 mit der notorischen politischen und persönlichen Unfähigkeit der Monarchen. Das dürfte insgesamt eine Überschätzung der Bedeutung der Monarchen sein. Weder waren sie vor der Revolution politisch maßgeblich, noch ging es in der Revolution um die persönliche Bilanz des einen oder des anderen.²⁹

Der zweite Grund für die Passivität der alten Eliten könnte in der Gewaltlosigkeit, ja, in der Freundlichkeit liegen, mit der die entthronten Monarchen, die keine Kaiser waren, in ihren jeweiligen Staaten in den Novembertagen behandelt wurden. Theodor Liesching von der Fortschrittlichen Volkspartei berichtete 1919 über den »Revolutionssamstag« (den 9. November), an dem eine Volksmenge zunächst versuchte, in das Stuttgarter Schloss zu kommen: »Zu einer eigentlichen Injurie gegen den König ist es nicht gekommen.« Als der württembergische König den Regierungsvorschlag mit neuer Verfassung und allgemeinem Wahlrecht unter Einschluss des Frauenwahlrechts unterschrieben hatte, hielten die Demokraten eine Deputation zum König bereits für überflüssig. Nach Verhandlungen mit der Volksmenge vor dem Schloss löste diese sich auf. Der König von Württemberg erhielt sogar eine revolutionäre Schutzgarde, um sein ländliches Schloss Bebenhausen sicher zu erreichen. In Baden verließ die großherzogliche Familie am 12. November nach nächtlichen Schüssen Karlsruhe. Der hessische Großherzog wurde bis weit in das linke Spektrum Hessens persönlich geschätzt. Wo die Konfrontation härter war, wie in München, wurde die Flucht des Königs nicht verhindert. Die Revolutionäre verzichteten durchgängig darauf, die Ex-Monarchen durch Mord oder Festsetzung zu Märtyrern zu machen. Ob das ein »Lernen« aus der Russischen Revolution darstellte, schließlich hatte die Ermordung der Zarenfamilie erst im Juli 1918 stattgefunden, kann hier nicht entschieden werden. Wahrscheinlicher ist, dass die Revolutionäre schnell erkannten, dass sich um die Monarchen kein antirevolutionäres Lager versammelte, jedenfalls nicht im November 1918. Während also die Ausrufung der Republik den Erfolg der Revolution dokumentierte, wurden die entthronten Monarchen, der Kaiser und die Landesmonarchen, in den Novembertagen

²⁹ Domeier 2010; Machtan 2008. Vgl. als Erweiterung des Blicks über die großen und mittleren deutschen Staaten hinaus jetzt Gerber 2018, mit Berichten vor allem über Thüringen.

nicht zu Sammelpunkten und schon gar nicht zu Akteuren einer Gegenrevolution.³⁰

Schließlich ist drittens die Dynamik dieser Revolution, die Dichte der Ereignisse und die Geschwindigkeit, mit der sie sich vollzog, zu nennen. Grundsätzlich scheint das Rückgängigmachen von Entscheidungen schwierig. Mit Blick auf den späteren »Monarchismus« der 1920er Jahre hatte sich die nun Ex-Monarchie nach 1919 in neuer Weise, mit neuem Personal und einer neuen Verfassung präsentieren müssen. Da die Monarchien, an der Spitze Bayern schon am 7./8. November, angesichts der Großdemonstrationen der Arbeiter und Soldaten zu Beginn fielen, wurde die Einführung einer »parlamentarischen Monarchie« aussichtslos. Und das gilt unabhängig davon, wieviele Angehörige der alten Eliten in den frühen Jahren der Republik von ihrer Vorliebe für eine verfassungsmäßige Monarchie und ihrer gefühlsmäßigen oder vernunftgeleiteten Ablehnung oder bestenfalls Akzeptanz der Republik berichteten. Im November 1918 waren in Deutschland und in Österreich weder ein plausibles Monarchiekonzept noch ein brauchbarer Personalvorschlag und auch keine handlungsfähigen Trägergruppen vorhanden.³¹

Der Erste Weltkrieg konnte die Legitimation der Monarchie aber auch stärken. In den Siegerstaaten, in denen kein Bedürfnis nach der Betonung einer Zäsur bestand, ließen sich die Monarchenfamilien als Verkörperung von Kontinuität begreifen. In Großbritannien galt das, gerade weil der Weltkrieg innergesellschaftlich einen deutlichen Bruch bedeutete. Dieser Bruch zeigte sich nicht zuletzt am Namenswechsel der Dynastie: Georg V. änderte den Namen der Dynastie 1917 vom deutschen »Sachsen-Coburg-Gotha« zum Kunstnamen »Windsor«, dem Namen der von der Mehrheit der Monarchen schon des 19. Jahrhunderts sehr geschätzten Residenz in der Nähe von London, deren Geschichte weit in das Mittelalter zurückreichte. Jedenfalls eignete sich die Monarchie überaus gut für eine heroisierende Erinnerung an den Einsatz der britischen Soldaten in der Schlacht an der Somme 1916 und im Weltkrieg überhaupt. In der Feier des Gedenkens an den Ersten Welt-

³⁰ Kohlrausch 2005, zur Flucht des Kaisers bes. S. 325–361; Mommsen 2002 und Roehl 1993, der Wilhelm II. ein Großteil der Verantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zuschreibt. Die Rede Theodor Lieschings 1919 in Freudenstadt nach: Blos 1922, S. 24f. Für die Revolution in Baden vgl. Schmidgall 2012, S. 122–125.

³¹ Vgl. zur Habsburger Monarchie nach dem Thronwechsel 1916 Leonhard 2018, S. 54–56; Unterreiner 2017. Zum Monarchismus Hofmann 2008; Wirsching/Eder 2008.

krieg, vor allem mit der Niederlegung eines Kranzes am Kenotaph in Whitehall, dem wichtigsten Denkmal in London für den Ersten Weltkrieg und die folgenden Kriege, spielte der Monarch fortan eine wichtige Rolle.³²

Die Monarchie identifizierte sich im Ersten Weltkrieg mit der Nation. Das große Engagement des Königspaares, das in London blieb, zeigte sich in zahllosen Fotos und Filmen von Besuchen bei den Truppen und in Hospitälern. Siegfried Sassoon, einer der bedeutendsten Dichter des Ersten Weltkriegs in Großbritannien, erzählt in seinen *Memoirs of Georg Sberston* von den Erfahrungen eines Soldaten. Dabei kommt die wichtige öffentliche Aufgabe der Monarchie im Krieg zur Sprache, nämlich der Besuch bei den Verwundeten im Hospital: »Sunday passed peacefully, graciously signalized by a visit from two members of the Royal Family, who did their duty with the maximum amount of niceness and genuine feeling. For the best part of a minute I was an object of sympathetic interest, and I really felt that having succeeded in becoming a casualty, I was doing the thing in the best possible style.« Angesichts der Sinnlosigkeit millionenfachen Todes blieb beiden, den Mitgliedern der königlichen Familie und dem Soldaten, Pflicht und Haltung als Performanz soldatischer Tapferkeit. Auch wenn die Monarchen nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr für die Politik im engeren Sinn benötigt wurden, für Stil und Haltung, für Moral und Gefühl schienen sie hier kaum verzichtbar.³³

Literatur

- Argyll, Georg Douglas Campbell 8th Duke of, *Autobiography and Memoirs*, London 1906.
- Asch, Ronald G., *Europäischer Adel in der Frühen Neuzeit. Eine Einführung*, Köln 2008.
- /Leonhard, Jörn, »Monarchie«, in: Friedrich Jäger (Hg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 8, Stuttgart 2008, Sp. 675–696.
- Aschmann, Birgit, »Charisma der Königin? Isabella II. und die Krise der spanischen Monarchie«, in: Jan-Henrik Witthaus/Patrik Eser (Hg.), *Machtthaber der Moderne. Zur Repräsentation politischer Herrschaft und Körperlichkeit*, Bielefeld 2016, S. 147–179.
- Beckett, John V., *The Aristocracy in England, 1660–1914*, Oxford 1986.

³² Cannadine 2014.

³³ Sassoon 1986 [1937], S. 653.

- Bentley, Michael, »Power and Authority in the late Victorian and Edwardian Court«, in: Andrzej Olechnowicz (Hg.), *The Monarchy and the British Nation, 1780 to the Present*, Cambridge 2007, S. 163–187.
- Blos, Wilhelm, *Von der Monarchie zum Volksstaat*, Stuttgart 1922.
- Bortcher, Hartmut, »Summepiskopat/Landesherrliches Kirchenregiment«, in: Historisches Lexikon Bayerns, 10.09.2007, http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Summepiskopat/Landesherrliches_Kirchenregiment, letzter Zugriff: 17.01.2019.
- Hudde, Gunilla, *Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Darmstadt 2009.
- Burdick, Isabel, »The Queen, the Woman, and the Middle Class. The symbolic failure of Isabel II of Spain«, in: *Social History* 29/3, 2004, S. 301–319.
- Campbell-Orr, Clarissa, »The Feminization of the Monarchy 1780–1910: royal masculinity and female empowerment«, in: Andrzej Olechnowicz (Hg.), *The Monarchy and the British Nation, 1780 to the Present*, Cambridge 2007, S. 76–107.
- (Hg.), *Queenship in Britain 1660–1837*, Manchester 2002.
- Cannadine, David, *George V – The Unexpected King*, London 2014.
- Clemens, Gabriele u. a. (Hg.), *Hochkultur als Herrschaftselement. Italienischer und deutscher Adel im langen 19. Jahrhundert*, Berlin 2011.
- Codell, Julie F., *Power and Resistance: The Delhi Coronation Durbar 1877, 1903, 1911*, Ocean 2012.
- Daily News*, London 1889.
- Demel, Walter, *Der europäische Adel. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2005.
- Domeier, Norman, *Der Eulenburg-Skandal. Eine politische Kulturgeschichte des Kaiserreichs*, Frankfurt/M. 2010.
- The Era*, London 1870.
- Förster, Birte, *Der Königin Luise-Mythos. Mediengeschichte des Idealbilds deutscher Weiblichkeit 1860–1960*, Göttingen 2011.
- Frötscher, Werner, »Monarchisches Prinzip«, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, www.HRGdigital.de/HRG.monarchisches_prinzip, letzter Zugriff: 16.01.2019.
- Fulford, Roger (Hg.), *Private Correspondence of Queen Victoria and the Crown Princess of Prussia, Your dear letter*, London 1971.
- Gerber, Stefan (Hg.), *Das Ende der Monarchie in den deutschen Kleinstaaten*, Wien 2018.
- The Graphic*, London 1889.
- Hettling, Manfred, »Bürger, Bürgertum, Bürgerlichkeit«, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 04.09.2015, http://docupedia.de/zg/hettling_buerger_v1_2015, letzter Zugriff: 16.01.2019.
- Hofmann, Arne, »Obsoleter Monarchismus als Erbe der Monarchie: Das Nachleben der Monarchie im Monarchismus nach 1918«, in: Thomas Biskup/Martin Kohlrausch (Hg.), *Das Erbe der Monarchie. Nachwirkungen einer deutschen Institution seit 1918*, Frankfurt/M. 2008, S. 241–260.

- Horowski, Leonhard, *Das Europa der Könige. Macht und Spiel an den Höfen des 17. und 18. Jahrhunderts*, Reinbek 2017.
- Huber, Ernst Rudolf (Hg.), *Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte*, Bd. 1, 3. Aufl. Stuttgart 1978.
- Kirsch, Martin/Kneißl, Daniela, »Frankreich«, in: Werner Daum (Hg.), *Handbuch der europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 2: 1815–1847, Bonn 2012, S. 265–340.
- Kirsch, Martin, »Die Funktionalisierung des Monarchen im 19. Jahrhundert im europäischen Vergleich«, in: Themenportal Europäische Geschichte, 2007, www.europa.clio-online.de/essay/id/artikel-3359, letzter Zugriff: 10.01.2019.
- Kohlrausch, Martin, *Der Monarch im Skandal. Die Logik der Massenmedien und die Transformation der wilhelminischen Monarchie*, Berlin 2005.
- Kroll, Frank-Lothar, »Staatsräson oder Familieninteresse? Möglichkeiten und Grenzen dynastischer Netzwerkbildung zwischen Preußen und Russland im 19. Jahrhundert«, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte*, N.F. 20, 2010, S. 1–41.
- »Monarchie und Gottesgnadentum in Preußen 1840–1861«, in: Peter Krüger u. a. (Hg.), *Der verkannte Monarch. Friedrich Wilhelm in seiner Zeit*, Potsdam 1997, S. 45–70.
- Kucera, Rudolf, *Staat, Adel und Elitenwandel. Die Adelsverleihungen in Schlesien und Böhmen 1806–1871 im Vergleich*, Göttingen 2012.
- Langewiesche, Dieter, *Die Monarchie im Jahrhundert Europas. Selbstbehauptung durch Wandel im 19. Jahrhundert*, Heidelberg 2013.
- Leonhard, Jörn, *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923*, München 2018.
- /von Hirschhausen, Ulrike, *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2009.
- Lepp, Claudia, »Summus episcopus. Das Protestantische im Zeremoniell der Hohenzollern«, in: Andreas Biefang/Michael Epkenhans/Klaus Tenfelde (Hg.), *Das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich 1871–1918*, Düsseldorf 2009, S. 77–114.
- Lübberts, Bernhard/Spangenberg, Markus (Hg.), *Traumschlösser? Die Bauten Ludwigs II. als Tourismus- und Werbeobjekte*, Regensburg 2015.
- Luh, Jürgen, »Ruhmreiche und menschliche Monarchen. Die Hohenzollern im Museum«, in: Franziska Windt u. a. (Hg.), *Der Kaiser und die Macht der Medien*, Berlin 2005, S. 13–37.
- Machtan, Lothar, *Die Abdankung. Wie Deutschlands gekrönte Häupter aus der Geschichte fielen*, Berlin 2008.
- Marburg, Silke, *Europäischer Hochadel. König Johann von Sachsen (1801–1873) und die Binnenkommunikation einer Sozialformation*, Berlin 2008.
- Mommsen, Wolfgang J., *War der Kaiser an allem schuld? Wilhelm II. und die preussisch-deutschen Machthabenden*, Berlin 2002.
- Müller, Frank Lorenz, *Der 99-Tage-Kaiser. Friedrich III. von Preußen*, München 2013.

- Neugebauer, Wolfgang, *Die Geschichte Preußens. Von den Anfängen bis 1947*, München 2006.
- Neuheiser, Jörg, »Sammelrezension: Bürgertum und Bürgerlichkeit«, in: H-Soz-Kult, 22.10.2010, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-13028>, letzter Zugriff: 10.01.2019.
- Paulmann, Johannes, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*, Paderborn 2000.
- Peschel, Patricia, »Verlorene Schlösser. Die einstigen Stuttgarter Schlossmuseen der Vorkriegszeit und ihr Erbe«, in: Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württembergs (Hg.), *Öffnen – Bewahren – Präsentieren. Durch Zeit und Raum mit unseren Monumenten*, Mainz 2017, S. 73–97.
- Prochaska, Frank, *Royal Bounty. The Making of a Welfare Monarchy*, New Haven 1995.
- Provinzial-Korrespondenz*, Berlin 1881.
- Rasch, Manfred/Weber, Peter K. (Hg.), *Europäischer Adel als Unternehmer im Industriezeitalter*, Essen 2017.
- Ridley, Jane, *Bertie: A Life of Edward VII*, London 2012.
- Roehl, John C.G., *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers*, München 1993.
- Sassoon, Siegfried, *The Complete Memoirs of Georg Sherston*, London 1986 [1937].
- Schmidgall, Markus, *Die Revolution 1918/19 in Baden*, Karlsruhe 2012.
- Schönpflug, Daniel, *Die Heiraten der Hohenzollern. Verwandtschaft, Politik und Ritual in Europa 1640–1918*, Göttingen 2013.
- Schulte, Regina (Hg.), *Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit 1500*, Frankfurt/M. 2002.
- Sellin, Volker, *Das Jahrhundert der Restaurationen. 1814 bis 1906*, München 2014.
- *Gewalt und Legitimität. Die europäische Monarchie im Zeitalter der Revolution*, München 2011.
- Smith, E.A., *George IV*, New Haven 1999.
- Späth, Jens, *Revolution in Europa 1820–23. Verfassung und Verfassungskultur in den Königreichen Spanien, beider Sizilien und Sardinien-Piemont*, Köln 2012.
- Stanworth, Karen, »God Save the Queen: Narrating Nationalism and Imperialism in Quebec on the Occasion of Queen Victoria's Diamond Jubilee«, in: *Revue d'art canadienne/Canadian Art Review* 21, Nr. 1/2, 1994, S. 85–99.
- Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit, eine Biographie*, München 2017.
- Tauber, Christine, *Ludwig II. Das phantastische Leben des Königs von Bayern*, München 2013.
- Teltower Kreisblatt*, Berlin 1895.
- Tenfelde, Klaus/Trischler, Helmuth (Hg.), *Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergarbeitern*, München 1986.
- Thompson, Dorothy, *Queen Victoria. Gender and Power*, London 1990.
- Tönsmeier, Tatjana, *Adelige Moderne. Großgrundbesitz und ländliche Gesellschaft in England und Böhmen 1848–1918*, Wien 2012.

- Unterreiner, Katrin, »Meinetwegen kann er gehen«. Kaiser Karl und das Ende der Habsburgermonarchie, Wien 2017.
- Urbach, Karina, *Queen Victoria: die unbeugsame Königin. Eine Biographie*, München 2018.
- Queen Victoria, *Leaves from the Journal of our Life in the Highlands from 1848 to 1861*, London 1868.
- Vincent, John (Hg.), *The Diaries of Eduard Henry Stanley, 15th Earl of Derby: Between 1878 and 1893*, London 2003.
- Wienfort, Monika, *Monarchie im 19. Jahrhundert*, Berlin 2019.
- »Familie, Hof, Staat: Königin Augusta von Preußen«, in: Truc Vu Minh/Simone Neuhäuser (Hg.), *Die Welt verbessern. Augusta von Preußen und Fürst von Pückler-Muskau*, Kulturgeschichte Preußens – Colloquien Vol. 7, 2018, <https://www.perspectivia.net/publikationen/kultgep-colloquien/7/wienfort>, letzter Zugriff: 17.01.2019.
- »Dynastic Heritage and Bourgeois Morals: Monarchy and Family in the Nineteenth Century«, in: Frank Lorenz Müller/Heidi Mehrkens (Hg.), *Royal Heirs and the Use of Soft Power in Nineteenth Century Europe*, London 2016, S. 163–179.
- »Marriage, Family and Nationality. Letters from Queen Victoria and Crown Princess Victoria 1858–1885«, in: Karina Urbach (Hg.), *Royal Kinship: Anglo-German Networks 1815–1918*, München 2008, S. 117–130.
- Winkler, Heinrich-August, *Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie*, München 1993.
- Wirsching, Andreas/Eder, Jürgen (Hg.), *Vernunftrepublikanismus in der Weimarer Republik*, Stuttgart 2008.

»Das Zeitalter des Gefühls«? Zur Relevanz von Emotionen im 19. Jahrhundert

Birgit Aschmann

An der Gegenwartsrelevanz von Emotionen besteht kein Zweifel. Sie dienen als diagnostisches Mittel, um den Zustand der Gesellschaft zu beschreiben, sie werden in der Rhetorik von Populisten rechter oder linker Couleur beschworen und sie werden von Protestbewegungen auf den Straßen inszeniert.

Emotionen sind in dieser Form keine Privatsache oder die Angelegenheit von Individuen, sondern ein Phänomen von gesellschaftlicher und politischer Bedeutung. Insofern ist es wenig erstaunlich, dass sich inzwischen nicht allein Psychologen, sondern auch Soziologen und Politikwissenschaftler mit Emotionen auseinandersetzen. Auch in der Geschichtswissenschaft ist diese Thematik präsent.

Das ist keine gänzlich neue Entwicklung. Seit den 1980er Jahren wurden immer mehr Wissenschaftler auf Emotionen aufmerksam – der »emotional turn« setzte ein.¹ Dieser Trend nahm nach der Jahrtausendwende noch einmal Fahrt auf. Ursächlich dafür waren einerseits ereignis- und andererseits wissens- beziehungsweise institutionengeschichtliche Entwicklungen. So waren die Terroranschläge vom 11. September 2001 Anlass, sich noch intensiver mit Emotionen auseinanderzusetzen. Institutionell verstetigt wurde die Forschung in Deutschland, als im Jahr 2008 eine Arbeitsgruppe »Geschichte der Gefühle« am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin-Dahlem eingerichtet wurde. Hier sowie in ähnlichen Forschungszentren in Australien und London sind in den vergangenen Jahren zahlreiche Forschungsprojekte zur Geschichte der Emotionen entwickelt und Bücher publiziert worden.

Die Vielzahl an Veröffentlichungen ermöglicht es, der Frage nach der Leistungsfähigkeit emotionsgeschichtlicher Zugänge nachzugehen. Was

¹ Den Beobachtungen des Literaturwissenschaftlers Thomas Anz zufolge hatte die Emotionspsychologie schon 1983 eine »Emotionale Wende« diagnostiziert; vgl. Anz 2007.